

Land unter am Rio Búzi

In Mosambik wappnen sich die Menschen gegen das Hochwasser



Von Charlotte Schmitz

Wieder einmal kämpfen die Menschen in Mosambik gegen das Hochwasser. Bislang kamen 30 Menschen ums Leben, mehr als 4600 Häuser wurden zerstört. Wenn künftig weniger Menschen in den Fluten sterben, ist das auch ein Verdienst deutscher Entwicklungshilfe.

Fünf Mal am Tag geht Augustinho Chavier aus dem Dorf Menamicua zum Ufer des Rio Búzi, um den Wasserstand zu kontrollieren. Regen in Mosambik – das sind vom Himmel stürzende Wasserfluten. Sie verwandeln Wege in Minuten-schnelle in Schlammbahnen. Flüsse schwellen innerhalb von Stunden zu reißenden Strömen an und treten über die Ufer.

Mosambik ist ein grünes Land, üppig wuchern tropische Pflanzen aus der roten Erde. Wasser ist genug vorhanden, denn die wichtigsten Flüsse Ostafrikas, der Limpopo, der Save, der Búzi und der Sambesi, fließen hier in den Indischen Ozean. Doch das Wasser birgt Gefahren, vor allem in den Mündungsgebieten steigen die Pegel plötzlich, wenn es am Oberlauf geregnet hat.

Deshalb lässt Augustinho Chavier fünf Mal am Tag sein Feld in Stroh. Der knorrige Bauer liest an Markierungsposten sorgfältig den Wasserstand ab. Die Stäbe wurden von einem Team des »Nationalen Instituts zur Katastrophenvorvention« mit Unterstützung der deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) installiert.

Der 65-Jährige Chavier wurde von seinem Dorfgemeinschaft in

ein neu gebildetes Komitee zur Katastrophenvorsorge gewählt. Allein im Distrikt Búzi wurden bisher 14 gegründet, weitere sechs entstanden im Nachbar-distrikt Caia. In der Trockenzeit liest Chavier den Wasserstand an der Ein-Meter-Marke ab, am Ende der Regenzeit hat der Fluss die Vier- oder Fünf-Meter-Marke erreicht, aber bei Hochwasser schwillt er auf acht oder sogar neun Meter an.

Noch gibt es keine Erfahrungswerte, ab wann der Wasserstand kritisch ist. Chavier löst Katastrophalarm aus, wenn der Fluss auf acht Meter steigt. Dann kramt er sein Megaphon hervor, das ebenfalls die GTZ bezahlte, und alarmiert alle Dorfbewohner.

Ein Sonntag des Schreckens

Sie wollen besser vorbereitet sein als im Jahr 2000. »Es war Sonntag, ich wollte gerade zur Kirche gehen«, erinnert sich Peter Mutinbejua an den Tag, ab die Katastrophe begann. Das Wasser des Flusses Búzi stieg und stieg. Mittags erreichte es sein Haus im Dorf Inhanjou. Peter Mutinbejua lud Frau und Kinder in ein Kanu und paddelte an einen höher gelegenen Ort. Vier Tage mussten sie ausharren, bis das Wasser ihr Haus wieder freigab. Kaum war die Flut zurückgegangen, folgte ein Zyklon. Der Wirbelsturm ließ das Wasser wieder steigen. Erst als auch dies überstanden war, konnte die Familie zurückkehren. »Wir verloren 40 Ziegen«, berichtet Peter Mutinbejua. Viele der Häuser aus Schif-

matten und Lehm waren zerstört. In Inhanjou hatten die Menschen zum Glück überlebt, doch in anderen Landesteilen starben Hunderte. Straßen waren taglang unpassierbar. Die Flut hatte die Erde der unbefestigten Straßen weggeschwemmt und Brücken zerstört, so dass Hilfslieferungen zunächst nur mit Booten transportiert werden konnten. Noch heute, sieben Jahre später, sind die Schäden an den Nebenstraßen sichtbar.

»Die Flut von 2000 übertraf alles, was vorher in Mosambik an Hochwasserständen beobachtet worden war«, erklärt der Meteorologe Moisés Vicente Benesene, der in der Sowjetunion studiert hat. Anstatt auf einem ruhigen Platz in einer Behörde in der umtriebigen Hauptstadt Maputo auszuhalten, engagierte er sich vor Ort in den von Hochwasser bedrohten Provinzen. Allerdings kann er sich bei seinen Studien nicht auf weit zurück reichende Aufzeichnungen des Klimascheitens stützen, wie sie für Europa vorliegen. Es mangelt an Vergleichswerten. Benesene äußert sich deshalb auch nicht zu einem etwaigen Zusammenhang der Flut von 2000 mit dem weltweiten Klimawandel.

In Búzi werden jetzt zumindest regelmäßig die Niederschläge gemessen. Der Bauer Chavier gibt täglich seine Wasserstands-meldungen per Funkgerät an eine Zentrale in der Distrikthauptstadt Búzi durch. Dort werden die Daten gesammelt, in einen PC eingegeben und dem Provinzouverneur zugeweiht. Hinter dem Gebäude der Distrikverwaltung Búzi – einem der wenigen Häuser aus Stein –



Waschtag am Rio Búzi – aus Furcht vor Krokodilen kommen die Frauen dem Wasser nicht zu nahe. Regelmäßig und gewissenhaft misst Augustinho Chavier den Wasserstand des Flusses. Fotos: Schmitz

Kolonialherren führten nach der Abschaffung der Sklaverei ein System der Kopfsteuer ein, das die Mosambikaner faktisch zur Zwangsarbeit verurteilte. Schulbildung war nicht erwünscht.

Erst nach der Unabhängigkeit 1975 organisierte die damalige Befreiungsbewegung und heutige Regierungspartei Frelimo eine Alphabetisierungskampagne, um »wenigstens grundlegende Kenntnisse zu vermitteln. Doch der 16 Jahre anhaltende Krieg gegen die Rebellen der Renamo, die vom damaligen Apartheid-Regime in Südafrika finanziert wurden, machte die Bildungsbemühungen zunichte.

Das Einfachste ist das Wirksamste

Auch das ist ein Grund, weshalb in Mosambik nur simple Methoden funktionieren. »Die Tradition des überlieferten Wissens ist zerbrochen«, sagt Lourdes Fidalgo von der Nichtregierungsorganisation ANSA (Assoziation für Ernährung und Nahrungssicherheit), die vom deutschen Evangelischen Entwicklungsdienst unterstützt wird. »Selbst solch einfache Fertigkeiten wie das Konservieren von Tomaten müssen neu gelernt werden.« ANSA organisiert deshalb Kurse für Multiplikatoren, in denen es um Hygiene, Gesundheit und Ernährungslehre geht.

»Nur eine Vorsorge, die direkt bei den Menschen ansetzt, hat Erfolg«, meint Thomas Loster, Geschäftsführer der »Münchener Rück Stiftung«, die zur Katastrophenvorsorge am Fluss Búzi jährlich rund 100 000 Euro beisteuert. Loster hat sich selbst am Búzi umgesehen und ist überzeugt. »Die Maßnahmen sind auf die Fähigkeiten der Menschen zugeschnitten und übertragen ihnen Verantwortung, damit erreicht man mehr als mit großem technologischem Aufwand.«

Bei der aktuellen Flutwelle scheint sich das System zu bewähren. In den Dörfern, die an dem Programm teilnehmen, sind keine Toten zu beklagen. Die Hilfsorganisation Oxfam schätzt, das bereits 300 000 Menschen ihre Häuser auf der Flucht vor den Wassermassen verlassen mussten. Die Bundesregierung hat eine Million Euro für Katastrophenvorsorge neu bewilligt. Noch ist das Schlimmste nicht überstanden: Die Regenzeit ist erst Ende März vorüber.

sind ein Regenmesser und ein Thermometer installiert, die Lucia Foriche täglich abliest. Im Dezember hat die Verwaltungsangestellte an einem einzigen Tag 375 Milliliter Niederschlag pro Quadratmeter registriert. Zum Vergleich: In Deutschland beträgt die durchschnittliche Niederschlagsmenge 700 Milliliter im ganzen Jahr.

Eine Überflutung der Felder bedeutet auch, dass die Menschen in den Dörfern hungern, denn Mais, Hirse und die anderen Feldfrüchte vertragen es nicht, längere Zeit im Wasser zu stehen. In dieser Region wird zwei Mal im Jahr angebaut und geerntet, nur im Juli und August ist es zu trocken für die Landwirtschaft. Die Ernten reichen gerade aus, um die Familien über die Runden zu bringen. Andere Einkommensmöglichkeiten gibt es kaum, die Region zählt zu den ärmsten des ohnehin armen Landes. Auch deshalb entscheidet eine effektive Flutvorwarnung hier über Leben und Tod. Auch deshalb finden sich in jedem Dorf ehrenamtliche Freiwillige, die gern die Mühe auf sich nehmen, den Wasserstand zu beobachten.

»Hallo, hallo«, ruft Augustinho Chavier ins Mikro. Die Antwort kommt schnell. Das Funkgerät, das die GTZ installierte, dient den abgelegenen Dörfern auch als Telefon. Wichtige Nachrichten wie der Impfermine werden per Funk verbreitet. Die Dörfer sind nämlich weder ans Festnetz der mosambikanischen Telefongesellschaft angeschlossen noch werden sie vom Mobilfunknetz abgedeckt.

Katastrophenschutz auf dem Lehrplan

Schuldirektor Felipe Jorge Ucama zieht ebenfalls mit. Er hat für seine Schüler die Katastrophenvorsorge auf den Lehrplan gesetzt und erklärt ihnen, wie sie sich im Falle eines Wirbelsturms oder Hochwassers zu verhalten haben. Die Kinder geben ihr Wissen den Eltern weiter. Klingt selbstverständlich, ist es aber nicht. Während der portugiesischen Kolonialregierung bekamen nur zehn Prozent der Bevölkerung eine Schulbildung. Die